

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1915

Gerd Sandstede [Mit Abb.]

Gerd Sandstede

Oberlehrer, geboren am 24. Januar 1884 in Ostercheps, Gemeinde Edewecht, war nach erfolgreichem Besuch des Lehrerseminars in Oldenburg (von 1899 bis 1903) in Littel, Achternmeer, Brake im Volksschuldienste tätig. 1908 ging er auf Veranlassung seiner vorgesetzten Behörde auf die Universität Gießen, um sich durch das Studium der Pädagogik und Naturwissenschaften auf den SeminarDienst vorzubereiten. Er wirkte alsdann nur ein halbes Jahr am Oldenburger Seminar, da sein wissenschaftliches Streben ihn zur Universität zurückzog. Zuvor legte er nach privater Vorbereitung im Herbst 1912 an der Oberrealschule zu Oldenburg die Reifeprüfung ab, und bereits bei Ausbruch des Krieges bestand er in glänzender Weise die Oberlehrerprüfung und erlangte den Doktorgrad. Bis zum 1. November wirkte er noch am Seminar in Varel und erwarb sich rasch das Vertrauen und die Hochachtung seiner Kollegen und Schüler. Dann aber trat er als Kriegsfreiwilliger in das Ostfriesische Feld-Artillerie-Regiment Nr. 62 ein. Vom März 1915 ab nahm er an den schweren Kämpfen in der Champagne teil, die sein festes Vertrauen und seinen zähen Willen nicht zerstören konnten, bis ihn am 3. Oktober ein Granatsplitter dahinraffte. Große Hoffnungen seiner Kollegen wie seiner Behörden sind mit ihm begraben worden. Die ihn persönlich kannten, wußten, daß von seinem geistigen Können, seinem eisernen Willen und seinem starken, aufrechten Charakter noch vieles für das Oldenburgische Schulwesen zu erwarten war.

Feldpostbriefe.

Stemal, 30. März 15.

Wir nähern uns dem Argonnerwald. Die Felder sehen wüst aus. Hier liegt ein großer Acker mit Runkelrüben, die alle noch im Boden stecken, dort ein großes Getreidefeld. Zum Teil steht es noch auf dem Halm, zum Teil ist es in Garben gebunden und liegt umher, ein anderer Teil ist in Hocken zusammengesetzt. Alles ist natürlich zerknickt, zusammengesunken und sieht aus wie Mist. Einige Äcker sind wieder bestellt, das meiste liegt so da, und nur hier und da sieht man Leute auf dem Lande beschäftigt, unter ihnen deutsche Soldaten, die Frankreichs Erde pflügen. Die Dörfer, die wir passierten, sind zum Teil zerstört, einige sogar sehr schlimm. Es stand außer der Kirche fast nichts mehr, und auch die Kirche hatte einen Volltreffer erhalten, der ein großes Loch gerissen hatte. Es ist schaurig, wenn man durch solche Trümmerstätte fährt. Wie viele glückliche Menschen mögen hier gewohnt haben, die von Gewehr- und Schrapnellkugeln getroffen sind. Die Einwohner sind natürlich geflüchtet, auch aus den Dörfern, die nicht so sehr gelitten hatten, sind die Einwohner meist geflohen. Je weiter wir zogen, desto weniger Zivilisten sahen wir. Zuletzt keine mehr. Noch etwas anderes erinnerte mich an





× Gerd Sandstede. ×



die Nähe der Front. Hier und da sahen wir an der Seite der Chausseen, die übrigens meist gut sind, frische Soldatengräber mit der Aufschrift: „Ein guter Kamerad“, „Ein Deutscher“, kein Name. Die ganze Gegend war übersät mit Obstbäumen. Das Obst liegt noch lagenweise darunter. Die Bäume sind aber wüst gehalten, voll von Mistel, besonders auch die Pappeln. Alles zeugt von wenig Arbeits- und Ordnungssinn der Franzosen. Alle die Dörfer, durch die wir gekommen sind, liegen übervoll von Soldaten. Alle Brücken, Straßenzweigungen, Bahnen sind dicht an dicht bewacht. Da hindurch bewegen sich die ungeheueren Truppenmassen. Gestern als wir neben der Chaussee eine Übung abhielten, dauerte ein Zug über zwei Stunden, und wie viele Chausseen führen in Feindesland, und auf allen wird es ähnlich sein. Wo kriegt Deutschland all die Menschen, das Geld und das Material her. Alles klappt, jeder erhält sein Essen und sein Geld. Ich falle von einem Erstaunen ins andere.

2. April 1915, Stiller Freitag.

Heute abend werden wir wohl in direkte Feuerstellung einrücken. Im Feuerbereich liegen wir allerdings schon jetzt. Der Feind kann es sich jeden Augenblick einfallen lassen, mich durch eine Granate zu beunruhigen. Während ich jetzt schreibe, donnern Schlag auf Schlag die schweren Geschütze. Oft hört man minutenlang nichts als unaufhörliches Rollen. Mehrere Flieger flogen über unser Lager. Sofort wurde von allen Seiten auf sie geschossen. Es sieht tadellos aus. Einmal war die Sache bedenklich. Da schwebte einer genau über uns; und da von allen Seiten auf ihn geschossen wurde, so flogen Sprengstücke herunter. Einer von meinem Wagen wäre beinahe getroffen und getötet worden. Ein Sprengstück fuhr direkt neben ihm in die Erde, und zwar mit solcher Wucht, daß es nicht ausgegraben werden konnte.

8. April 1915, Feuerstellung.

Den 7. mußte ich wieder in den vordersten Schützengraben, diesmal zum rechten Abschnitt. War es gestern im linken schon schlimm gewesen, so wurde es jetzt noch doller. Erstlich mal wußten wir (3 Mann) überhaupt nicht den Weg; unterwegs trafen wir zufällig Infanteristen, die aus der Quelle Wasser holten, die nahmen uns mit. Aber o weh! Die Truppen waren erst den Tag vorher gekommen. Kein Mensch im Schützengraben wußte Bescheid, und so irrten wir bis um 2 Uhr in dem Labyrinth der Gräben umher, um den Major und die Beobachtungsstelle zu suchen. Dabei war es meist stockfinster. Ab und an taghelle Beleuchtung durch Leuchtkugeln usw. Wir gingen unter anderem durch den gesamten 1. Schützengraben rund um die Stellung. Alles ziemlich leer und unheimlich. Nur beim Aufblitzen der Leuchtkugeln sah man die Posten an die Wand gedrückt, das Gewehr im Arm und ab und an durch die Schießscharten feuernd. Die armen, armen Infanteristen! Sie stehen dort 48 Stunden an die Wand gedrückt in den Gräben, bis über die Knöchel mindestens dauernd im Dreck. Unterstände sind dort



nicht. Die Kerle sehen aus, das ist nicht zu sagen, schmutzig, mit harten, mageren Zügen, und dabei die ewige Knallerei. Wie bin ich doch froh, daß ich Artillerist bin. Wir bekommen wohl oft stärkeres Feuer, aber liegen doch in ziemlich trocknen guten Unterständen bei guter Verpflegung. Wir tappten also durch die Gräben bis 2 Uhr umher und krochen schließlich in eine der finsternen Höhlen, total naß. Dort kauerten wir nieder in hockender Stellung. Um 6 Uhr Abmarsch zurück zur Batterie. Wir erregten in unserem Aufzug sogar das Mitleiden des Majors, der uns empfahl, uns umzuziehen und schlafen zu gehen.

8. Juni 1915.

Endlich hat es hier mal etwas Abkühlung gegeben, die Hitze war zuletzt unerträglich geworden. Schon morgens um 5 Uhr beim Wegreiten zur Tränke war es unvorschriftsmäßig heiß. Die Leute liegen gruppenweise zusammen. Eine Gruppe hat eine Handharmonika und lauscht andächtig den „wunderbaren Klängen“, die ihr ein Offiziersbursche Frevert entlockt. Aber doch im Ernst. Es klingt gar nicht übel. Sobald bekannte Melodien dabei sind, fallen alle ein, besonders bei unseren alten Volksliedern. Solche Abende sind wunderschön. Wie sind doch unsere Lieder schön, auch wenn sie von diesen rauhen Kehlen gesungen werden. Da braucht man nicht künstlich Stimmungsmache zu treiben wie in Konzerten. Die Stimmung ist von selbst da, und alles ist mäuschenstill. Ich behaupte, wer nie im Angesichte des Feindes für seine Kameraden gewacht hat und nie am Lagerfeuer im Kreise von Kameraden das Lied gehört und mitgesungen hat, wie z. B. „Steh' ich in finsterner Mitternacht“ oder „Ich hatt' einen Kameraden“, der kennt diese Volkslieder noch gar nicht. Da hört man dann nach dem Verstummen von den anderen Batterien die Antwort zurückschallen. Ablösende Truppen ziehen vorbei, nie ohne Gesang, nie ohne Gesang guter Lieder. Blödsinnige „Puppchen-“ usw. Lieder hört man im Feld nicht. Es fühlt jeder, daß das hier nicht hergehört. Und wie dankbar sind die Kerle, wenn ich ihnen mal ein neues schönes Lied bringe, das von den „Heckenröslein, Sennesand“ usw. Andere wieder sitzen abends um einen Tisch und spielen Karten. Andere erzählen sich ihre Erlebnisse aus ihrer Kriegszeit. Ich liege gewöhnlich in meiner Hängematte hinter unserer Bude und lasse alles das auf mich einwirken. Mittelpunkt aller meiner Gedanken ist aber meine Anne, um ihn herum lagern sich alle anderen und treten mit ihm in Verbindung. Also heute gab es Abkühlung in Form eines Gewitterregens. Es donnerte mächtig, aber unser Jüngster meinte: „Vor einem Gewitter hat man jetzt doch keine Angst mehr, wenn man wie wir im Feuer gestanden hat“. Es hat in der letzten Zeit in der Batterie viel Arbeit gegeben. Gut, daß ich hier in der Erholungsstellung war. Ginge doch die Geschichte in einen flotten Bewegungskrieg über. Dann wäre doch die Gewähr eines raschen Endes vorhanden.



18. Juni 1915.

Von unserer Sommerfrische bei den Prozen bin ich vorgestern in den Schützengraben befördert. Wir haben nämlich seit einiger Zeit eines unserer Geschütze vorne im Graben. Es ist so aufgestellt, daß es im Falle eines französischen Angriffs die Halunken flankieren kann. Im übrigen steht die Kanone wie auf einem Präsentierteller, und die Kerle müssen mit Blindheit geschlagen sein, daß sie uns nicht schon lange entdeckt haben. Wir schießen daher auch nur beim Angriff, dann herrscht allemal ein solches Getöse, daß der Feind kaum unsere Schüsse wahrnehmen kann. Wenn er es sich einmal einfallen lassen sollte zu stürmen, würde ich die schönste Gelegenheit haben, mein Gewissen mit einigen Hundert Franzosen-seelen zu beladen. Es würde aber unter dieser Last nicht zusammenbrechen; denn die Seelen dieser Windhunde werden jedenfalls kein großes Gewicht aufweisen. Augenblicklich liege ich aber in meinem Salon wie ein Igel zusammengerollt. Ausstrecken kann man sich natürlich nicht. An Unterhaltung fehlt es trotzdem hier nicht; denn jagdbares Wild ist z. B. im Überfluß vorhanden. Es wimmelt geradezu von Läusen, Schmeißfliegen, Ratten und Mäusen. Auch das Riechorgan kommt auf seine Kosten. Wenn uns die Knochen von dem vielen Liegen gar zu lahm werden, unternehmen wir auch wohl mal einen Spaziergang durch die Gräben. So bequem wie auf der Langen Straße geht man freilich nicht, auch lang bezopfte Backfische sind nicht vorhanden. Aber man erlebt doch vieles Schöne auf einem solchen Ritt. Es sind doch prächtige Kerle, unsere Soldaten! Bekanntschaften zu machen, fällt nicht schwer. Der selige Knigge würde allerdings wohl entsetzt sein über die Art und Weise des Umgangs mit Menschen im Schützengraben. Hier wird so mancher lästige, lange mittelalterliche Zopf, wie er in der lieben Heimat auch jetzt noch wohl vielerorts Mode ist, abgelegt. Hier gibt es nur Soldaten. Treu und gewissenhaft steht jeder vorne an seiner Schießscharte, lugt ab und an hindurch und setzt dann seinen Schießprügel in Tätigkeit. Einige ganz Freche erheben sich zuweilen auch mal für kurze Zeit über die Deckung und rufen den Franzosen einige kräftige Liebenswürdigkeiten zu oder werfen sie mit Steinen und leeren Bierflaschen. Lange dauert der Spaß allerdings meist nicht. Bald fangen die Kugeln an zu picksen, und dann ist es höchste Eisenbahn, zu verdusten. Es ist gerade für Artilleristen leicht, Bekanntschaften zu machen. Die Kerle wissen alle, daß bei uns die Verpflegung ganz gut ist, und daß wir uns zudem jedesmal gut verproviantieren, wenn wir in den Graben gehen. Man wird daher häufig um Zigarren, Butter, Speck usw. angegangen. „Du, Kamerad, gib mir mal eine Zigarre, Ihr könnt sie ja doch nicht alle rauchen!“ So heißt es dann manchmal. Wenn man was hat, gibt man ihnen ja auch gerne. Ich sitze jetzt im Graben und lasse die Beine in den Unterstand baumeln. Alles ist still, nur von Zeit zu Zeit dröhnt eine furchtbare Mine. Die Sprengstücke fausen dann allemal wie Maitäfer über unsere Gräben weg. Wo die Mine hinschlägt, da



fest es was. Die Deutschen haben jetzt neue Minen mit großer Bosheit konstruiert. Sie krepieren beim Aufschlag, haben aber auch einen Brennzünder, der im Falle des Versagens beim Aufschlag sich entzündet und dann etwa eine Viertelstunde brennt, bis er die Sprengladung zur Detonation bringt. Überläufer haben erzählt, daß die Franzosen bei einem solchen scheinbaren Blindgänger, den sie sich aus Neugierde haben betrachten wollen, mehrmals 40 bis 50 Mann verloren hätten.

29. Juni 1915.

Ich war nachts wieder mal im Graben gewesen, allwo sie uns tüchtig befunkt haben. So gegen 11 $\frac{1}{2}$ Uhr setzen die Brüder uns eine Mine neben den Stand. Man sah nur Ralk und Eisenstücke schnurren. Die ganze Bude zitterte. Von dem gewaltigen Luftdruck gingen natürlich die Lichter aus. Einen Augenblick saßen wir alle still, dann fragte der eine Leutnant zugend: „Alles gut gegangen?“ „Jawohl“. „Bon.“ Das Licht wird wieder angemacht, alles lacht sich an und klönt weiter. Tagsüber ist die Geschichte gar nicht mal so schlimm. Vor den kleinkalibrigen Geschossen kann man sich ja zwar nicht verstecken, die kommen zu rasch. Aber den großen kann man ausweichen. Ebenso sieht man die Minen deutlich hoch im Bogen angeflogen kommen, besonders wenn man aufmerksam ist und auf die Abschüsse achtet. Wenn auch meist 5 bis 6 gleichzeitig auf irgendeinen Abschnitt geworfen werden, so kann man immerhin noch stiften gehen, falls der Graben nicht gerade dicht gedrängt voll steht. Aber nachts sieht man ja nichts. Da heißt es, ruhig Blut behalten. Laufen und eilen hat keinen Zweck, man kann ja direkt ins Feuer hineinrennen. Da lernt man die Augen und Ohren aufzutun. Einige Stellen werden besonders stark befunkt und sind auch als solche kenntlich gemacht. Da prangt an dem Graben ein Schild mit der ominösen Bemerkung: Achtung, Granatenecke. Schnell vorbeigehen! Oder: Achtung, Minen! Dort ist dann alle paar Stunden der Graben vollständig eben. Dann wird aber eine Ruhepause abgewartet, und die Infanteristen und Pioniere müssen ihn wieder instandsetzen. An solchen Stellen stehen natürlich keine Truppen, das wäre ja Wahnsinn. Die Infanterie hat es doch schlechter als wir Artilleristen, d. h. wir Telephonisten haben es vielleicht noch schlimmer. Wir können nicht ausreißen, sondern müssen einfach telephonieren, und wenn die Granaten dick einschlagen. Dann gerade. Neulich auch, da befunkten die Schweinhunde den Graben, in dem unsere Leitung liegt. Alle eine bis anderthalb Minuten ein Schuß. Mit einem Male funktioniert die Leitung nicht mehr. Ich muß also heraus. Der Strich des Grabens, der beschossen wurde, war etwa 50—60 m lang. Als ich hinauskomme, sind 40 m des Grabens schon völlig eben, und noch kommt Schuß über Schuß 15 cm. Die Leitung war natürlich entzwei. Da wird sich aber nicht lange bedacht, wenn man über eine solche Stelle wegsauft. Erst heißt es, heraus aus dem übermannshohen Graben, dann die Beine unter dem Arm, und heidi gehts über die Trümmer. Dabei soll man denn noch

auf die ankommenden Geschosse achten und Leitungen legen und aneinanderflicken. Da muß man seine Nerven schön in der Gewalt haben.

24. Juli 15.

Gestern war ich nicht weit von einem Heimatschuß. Als ich mit meinem Kollegen aus dem Graben komme und wir schon dicht bei der Batterie sind, pläzt auf freiem Felde ein Schrapnell hinter uns. Unwillkürlich werfen wir uns hin, beide nebeneinander. Da sausen auch schon die Sprengstücke um uns, zwei kleinere Stücke lagen direkt zwischen uns, von jedem vielleicht 5 cm entfernt. Wie wir dann zwei Minuten später an die Batterie kommen, höre ich, wie plötzlich wieder einer angefaßt kommt. Ich will auch schnell weiter hinter die Batterie kommen, stolpere aber etwas und komme nicht so schnell aus der Stelle. Es war mein Glück. Der ganze Sprengkegel fauste mir haarscharf an der Nase vorüber. Wäre ich schneller gelaufen, so wäre ich direkt hineingerannt. Im Graben ist es natürlich gerade so schlimm. Dazu kommen noch die lieben Minchen. Da heißt es eben, Augen auf, kaltes Blut und Glück haben. Es fallen ja soviel nicht, als wenn es eine offene Feldschlacht wäre, aber die Art und Weise der Kriegführung hier erinnert an Meuchelmord, besonders die Sprengungen. Vorige Nacht bin ich in der Batterie aufgewacht von einer ganz unheimlichen Erschütterung. Unsere Pioniere haben eine ganz gewaltige Sprengung ausgeführt mit 80 000 Pfund Sprengstoff. Unsere ganze Bude in der Batterie dröhnte und drohte einzustürzen. Es wurden 2 Sappen und 3 Gräben der Franzosen mit Mann und Maus, und zwar, wie sich durch Gefangenenaussagen ergeben hat, mit zwei Kompagnien vollständig verschüttet. Außerdem wurden noch 6 lebend herausgezogen und gefangengenommen. Ebenso machen es die Franzosen. Es wird an allen Ecken und Enden von beiden Seiten aus unterminiert. Man hört es ganz deutlich und ist ganz wachlos. Wenn man bestimmt weiß, da und dort ist der Feind jetzt am Arbeiten, dann wird rasch mit allen Kräften ein Gegenstollen darüber oder darunter gebaut, abgedichtet und gesprengt, wodurch der feindliche Graben abgequetscht wird und die Arbeiter natürlich auch. Oft aber kommen sie natürlich zu spät und fliegen selbst in die Luft. Viel schwierigere Stellen als hier in der Champagne gibt es aber auch nicht, bei Arras ist es augenblicklich wohl noch etwas brenzlicher.

31. Juli 15.

Gestern der 30. war für unsere Batterie ein sehr ereignisvoller, unglücklicher Tag. Ich war morgens im Graben an einer Stelle, von der aus ich unsere Stellung einigermaßen übersehen konnte. Mit einem Male beginnt der Franzmann eine furchtbare Kanonade auf unsere Batterie mit 15- und 12-cm-Granaten. Volltreffer auf Volltreffer, etwa 40 Stück sausten in die Batterie, und bald war alles in Rauch und Staub. Mit einem Male sah ich auch Brand, und zwar, wie sich



nachher auch richtig herausstellte, beim 4. Geschütz. Es war ein Schuß in die Munition gekommen, und nun kreperte Schuß auf Schuß und setzte den Geschützstand in Brand. Ich versuchte telephonisch mit der Batterie Verbindung zu bekommen. Vergebens. Alles entzwei. Später erhielt ich durchs Telephon einigermaßen Auskunft. Genaueres vernahm ich aber erst, als ich abends in die Batterie zurückkam, und zwar folgendes: Bei den ersten Volltreffern hatte sich die Mannschaft fast vollzählig in ihre bombensicheren Stollen geflüchtet, nur einige Kaltblütige und Dickfellige waren ruhig in ihrem Unterstand geblieben, im Unterstand des 4. Geschützes Meyer und Schwiegershausen, die sitzen ganz gemütlich und futtern. Mit einem Male kommt ein Schuß in die Munition, der Geschützstand fängt an zu brennen, und die Geschosse beginnen zu krepieren. Die Sache wird ungemütlich. Dabei sitzt die andere Bedienung im bombensicheren Stollen, der sich hinter dem Geschütz herzieht. An der linken Öffnung des Stollens liegt die krepierende Munition und fällt in den Stollen, wo ein Geschos nach dem andern krepiert. Am andern Ende sitzen 5 Mann Bedienung. Dabei ist aber das Ende fast ganz von außen mit Brettern zugestopft. Man kann sich denken, wie die Leute sich an die Wand gedrückt und ihre Nase in die Erde vergraben haben, um von den Gasen nicht zu ersticken. Die Sprengstücke fliegen an ihnen vorbei, und die Stichflammen verbrennen Haare und Gesicht. Was sollen sie machen? Meyer und Schwiegershausen können auch nicht das Holz entfernen; denn die Sprengstücke und Kartuschen fliegen in der Gegend herum. So sitzen sie in ihrer Todesangst 15 Minuten. Schließlich wird das Geknatter immer unheimlicher und die Gase unerträglicher. In ihrer Todesangst fangen sie furchtbar an zu schreien und versuchen nun einer nach dem andern sich durch die enge Öffnung hindurchzuzwängen, was ihnen auch gelingt, nur einer bleibt zurück, ohne daß es die anderen wissen. Alle sind verbrannt, und halb ohnmächtig taumeln sie schließlich zu unserem Unterstand, wohin kein Feuer kommt. Als die Schießerei sich etwas beruhigt hat, fehlt Wagenfeld. Sofort begeben sich zwei beherzte Leute zu dem Stollen zurück, wo noch alle Augenblick ein Geschos detoniert, und ziehen den Bewußtlosen heraus. Nachmittags hat er gelegen und etwas herumspaziert, abends ist er abgeholt nach den Prozen und dort bald gestorben. Den anderen Leuten waren Haare, Bart, Gesicht und Hände mehr oder minder verbrannt. Sie sollen auf Urlaub nach Deutschland. Unser tüchtiger Leutnant Grobler ist ganz allein, während alles noch im Stollen saß, durch die Batterie gegangen, die von eigenen und französischen krepierenden Granaten erfüllt war, hat beim 4. und auch beim 3. Geschütz das dürre Holz entfernt und den Brand gedämpft. Wie sah die Batterie aus! Alles kurz und klein bei den Geschützständen, nur ein Geschütz unverfehrt und auch alle Unterstände. Wären die Leute nur darin geblieben, so wäre alles gut gegangen. Die Stellung ist beschossen worden unter Führung eines französischen Fliegers, der dauernd über der Batterie geschwebt und durch seine Flugbahn die Schüsse

dirigiert hat. Jedenfalls ist die Batterie tags zuvor entdeckt worden, als sie geschossen hat, obwohl ein französischer Fesselballon ganz hoch war. Da es keinen Zweck hat, eine entdeckte Stellung noch zu halten, wurden sofort die Prozen und Wagen bestellt, und die Batterie ging zu den Prozen zurück mit Sack und Pack. Nur ein kleines Kommando blieb zurück, um von unseren schönen Unterständen noch Holz usw. zu entfernen, um es später wieder zu gebrauchen. Soviel ist sicher, wohin wir auch kommen werden, eine schlechtere Stellung können wir nicht bekommen. — Vor einigen Tagen ist an mich eine große Kiste Liebesgaben vom Oldenburger Roten Kreuz angekommen für uns Oldenburger im 99. Feldartillerieregiment. Ich habe sie redlich verteilt. Es erhielt jeder: 1 Handtuch, 5 Paket Tabak, 1 Pack Postkarten, 1 Tabaksbeutel, 1 Paar Fußlappen, 2 Rollen Raubtabak, 2 Bleistifte, 2 Kistchen Zigaretten (à 25 Stück), 5 Paket Briespapier, 20 Zigarren, 2 Pfeifen, 3 Block Schokolade, 10 Stückchen Seife, 1 Notizbuch, ferner Marmelade. Die Leute haben sich mächtig dazu gefreut. Es sind einige darunter, die nie oder selten etwas bekommen.

8. Sept. 15.

Gestern¹⁾ haben wir hier gegen Abend ein schönes Schauspiel erlebt. Ich sitze im Unterstand. Da sagt mein Batteriewagenkamerad Hardieck: „Guck, Doktor, da spielen zwei Flieger wie zwei Hasen.“ Ich sehe hin und bemerke einen Franzmann und einen Deutschen, die sich umschichtig hegen. Plötzlich senkt sich der Franzmann nach unten. Ich denke, er will sich dem Maschinengewehrfeuer des Deutschen entziehen. In der nächsten Sekunde merke ich, daß hier etwas nicht ganz in Ordnung ist. Der Apparat hebt sich nicht wieder, er fällt senkrecht weiter. Plötzlich flammt er auf, und jetzt stürzt die ganze Masse formlos nach unten, die beiden Flieger einer nach dem andern voran. Alles stürzt nach draußen. Wie viele Augen haben da wohl nach oben gestarrt! Plötzlich — wie der Flieger fällt — tönt es allenthalben Hurra! Selbst aus dem Schützengraben konnte man die Leute schreien hören. Alles war aus Rand und Band. Der Vorfall spielte sich ganz in unserer Nähe ab, die Flieger sind dicht hinter unserm Graben niedergefallen. Heute morgen bin ich vom Graben aus in einer freien Stunde mit zwei Bekannten hingewesen und habe mir das Ding angesehen. Alles ist natürlich ein Trümmerhaufen, die beiden Flieger haben dicht dabei gelegen, ein Hauptmann und ein Leutnant. Sie sind natürlich gestern gleich geborgen worden. Der eine hatte einen Kopf- und Armschuß, der andere sogar 3 Schüsse bekommen. Da sieht man es wieder. Die beste Waffe gegen Flieger sind die Kampfflieger. Diese Duschte tut den Franzosen gut. Sie waren in der letzten Zeit mordsmäßig frech geworden. Die Fliegerabwehrkanonen taugen nichts, auch gestern hatten sie erst

¹⁾ Bericht des Großen Hauptquartiers, 8. September 1915: Ein bewaffnetes französisches Flugzeug wurde nördlich von Le Mesnil (in der Champagne) von einem deutschen Kampfflieger abgeschossen, es stürzte brennend ab. Die Insassen sind tot.



blödsinnig darauf gefeuert. — Wenn ich nur mal 14 Tage Urlaub bekommen könnte, aber das ist erst bis auf weiteres vorbei. Heute morgen ist auch unser Batteriewagenführer wieder gekommen. Seine kranke Mutter ist bei seiner Ankunft vor Freude wieder ganz gesund geworden. Das kann ich mir erklären. Alle erzählen, das Weggehen fiele furchtbar schwer, viel schwerer als das erstemal. Ich möchte aber trotzdem gern mal auf Urlaub.

13. September 15.

Vorne ist es manchmal ganz interessant. Neulich beobachteten wir in einem Sappenkopf, 5 m vor dem feindlichen. Mit einem Periskop von 10- und 15facher Vergrößerung sah ich über die Böschung. Da standen auf etwa 7 bis 10 m vor mir 4 Franzosen, die ganz vergnügt über die Deckung sahen, weil sie an der Stelle nicht von unserer Seite beschossen werden konnten. Einer war ganz unrafiert, ein anderer hatte einen dicken Schnauzbart, zwei trugen Stahlhelme, zwei blaue Käppis. Ich sah sie handgreiflich dicht vor mir. Plötzlich zeigte einer mit dem Finger auf mich, d. h. auf das Objektiv des Periskops. Pitsch, patsch piffen die Kugeln auf mich los. Ich zog das teure Instrument natürlich gleich ein. Gleich darauf versuchten wir es wieder, aber die Kerls gingen nicht weg, sondern begannen sofort zu feuern. Die Geschosse klatschten vor die Stahlschießscharten wie Hagelkörner vor's Fenster. Die Platten sind dort aber sehr dick, so daß sie selbst mit K.-Munition nicht durchschlagen werden können.



Max Scheer.